

Ein seltenes Hobby

In diesem Essay sind alle erwähnten Personen frei erfunden, inklusive der Autorin Barbara Balba Weber, die im nicht erfundenen Leben HKB-Dozentin ist.

Schon als Kind pflegte ich diese namenlose Tätigkeit. Ich habe den Auftrag, darüber zu schreiben, einzig aus dem Grund angenommen, weil ich hoffe, unter Druck von aussen endlich einen Namen für meine aufwendige Beschäftigung zu finden und mich damit der Gruppe «Menschen mit einem Hobby» zugehöriger zu fühlen. Man gehört schliesslich nirgendwo einfach so dazu. Man muss alles selber verdienen. Als Kind baute ich Wurzelwohnungen im Wald, die ich fein säuberlich mit Zwergenmöbeln aus Nusschalen ausstattete, und wartete dann auf nicht näher definierten Besuch. Der nie kam.

Mit meinem ersten eigenen Geld kaufte ich mir ein Kochbuch mit Rezepten für Wildkräuter und Waldblumen. Als Jugendliche begann ich, mit Buchweizen, Pastinaken und anderen Geheimnissen zu experimentieren. Ass die Gerichte dann für mich ganz allein. Niemand schnupperte darnach. Meine Tätigkeit war noch weit entfernt von einem Namen. Dann begann ich, grosse Nester aus Ästen in die Ecken meines Zimmers einzubauen, in die ich den verwunderten Nachbarjungen reinzog und ihm stark verlausulierte Liebesgedichte aus Wildblumen und Waldkräutern vorlas.

Mit den Jahren wurde meine namenlose Tätigkeit immer exzessiver. Mein Exmann hat mir kürzlich gestanden, dass er darunter gelitten hat. Er hatte es mir während unserer Ehe offenbar nie zu sagen gewagt, da er genau wusste, dass es umgekehrt auch

nicht ohne gravierende Konflikte geblieben wäre, wenn ich ihm das Klavier- oder Fussballspielen hätte unterbinden wollen. Ich habe später immer wieder versucht, meinen Lebensabschnittsgefährten bei meiner namenlosen Beschäftigung eine Rolle zuzuweisen. Aber leider können sich die meisten Männer nicht mal zugunsten eines sehr seltenen Hobbys einfach so, kurzfristig und temporär, einer Frau unterordnen. Die meisten flogen deshalb früher oder später denn auch raus aus dem Nest. Aber der eigentliche Fehler war, dass meine Tätigkeit keinen Namen hatte und deshalb nicht erklärbar war. Mit einem korrekten Hobby wäre in meinem Leben sicher alles anders gelaufen und ich wäre jetzt nicht alleine.

Damals verwandelte ich unser ärmliches Wohnzimmer regelmässig in eine Art Blackbox mit selbst fabrizierten Stehtischen und allerhand billigen Lichtquellen, kochte den ganzen Tag selbst erfundene Speisen und brütete dabei parallel an einer ausgeklügelten Dramaturgie aus Essen, Trinken, Musik und Gesprächsstoffen. Als Publikum waren irgendwelche zusammengewürfelten Leute eingeladen, teils direkt von der Strasse. Einer hiess sogar tatsächlich Herr Würffel. Er hat, ans Stehtischen gelehnt, der Verkäuferin aus unserem Quartierladen einen Vortrag über Thomas Mann gehalten. Aber das war alles noch viel zu planlos, viel zu unorganisiert, zu unsystematisch, zu willkürlich, zu wenig geplant und gesteuert.

Andere bauen ihr Leben lang an einem Haus, ich aber baue an einem turmhohen Gebilde aus choreografierten Menschengruppen, umfunktionierten Künsten und bezirrenden Düften. Als nach der Trennung von meinem Mann die Handbremse in Sachen «seltenes Hobby» gelockert war, konnte ich gewisse wichtige Bau- und Meilensteine endlich in Angriff nehmen. Als mittlerweile erwachsen Gewordene war mir in einem nächsten Schritt wichtig, die Zusammensetzung potenzieller Gäste nach einem sorgfältig konstruierten Plan mit meiner Gewürzsammlung abzugleichen. Herausfordernd. Noch anstrengender war, die Gäste von Statist*innen zu Performer*innen umzukrempeln, ohne dass sie es merkten. Es mussten Spielregeln erfunden und erprobt, Bücher, Küchengeräte, Kasperletheater und von heterogen zusammengesetzten Gruppen spielbare Instrumente angeschafft werden. Auch der Wein wurde angepasst, weg vom studentischen Tetrapak hin zu Dieter Meier. Das Ganze kam immer teurer. Aber das gehört offenbar dazu, wie ich neulich gelesen habe: Man scheut keine Kosten, wenn es sich um ein echtes Hobby handelt, geschweige denn, wenn es wie bei mir um ein seltenes Hobby geht. Charakteristisch für ein Hobby ist offenbar auch, dass man dabei nichts verdient.

All das war bei mir eindeutig der Fall, was eigentlich Beweis genug gewesen wäre, dass ich dazugehöre. Aber nein, ich habe angefangen, auswärtiges Geld zu suchen. Ich beobachtete schon länger interessiert, dass Extremkletter*innen und Sternköch*innen Geldgeber*innen für ihr Hobby finden. Zuerst trieb ich per Crowdfunding kleinere Beträge auf. Ich geriet aber bald in eine Spirale und erreichte nach einigen Jahren den sechsstelligen Bereich. Als unterdessen über Fünfzigjährige mietete ich ein ganzes leer stehendes Dorf, schleppte auf Schneeschuhen Olivenöl, Kreuzkümmel, Halloumi und Kichererbsen den Berg hoch, trieb haufenweise heterogen zusammengesetzte Gruppen auf, baute Instrumente aus Pfannendeckeln, überredete Schriftsteller*innen und Musiker*innen zum Mitmachen und lockte einheimische Landwirt*innen und Geschichtenerzähler*innen an. Ich schuftete Tag und Nacht, machte keine Ferien mehr, sah meine Familie und Freund*innen kaum mehr, rannte barfuss Treppen hoch und runter, kochte jeden Tag für kleinere und grössere Gruppen, sang Volkslieder bis zur Heiserkeit und tanzte jeden Abend ums Feuer bis zum Umfallen.

Letzten Herbst kam ich um mehrere Kilo abgemagert zurück nach Bern. Ich musste Geld verdienen. Auf der Strasse traf ich kurz vor Weihnachten Herrn Würffel, und wir lehnten uns an ein öffentliches Tischchen. Er fragte mich, warum ich so abgemagert sei. Ich erzählte ihm die Geschichte meiner namenlosen Tätigkeit und fragte ihn, was Thomas Mann dazu gemeint hätte. «Alles Grosse ist ein Trotz», sagte Herr Würffel. Also doch kein Hobby. Aber jetzt, wo ich dank dieses Essays endlich über das Ganze zum ersten Mal nachgedacht habe, habe ich mich entschieden, etwas in meinem Leben zu ändern und mich für einen Kurs in Bonsaizucht anzumelden!

Museumsbesuch als Hobby

Lange Jahre habe ich im Museum gearbeitet. Und was mache ich am Wochenende? Ich gehe ins Museum. Franziska Dürr, Studiengangsleiterin Weiterbildung an der HKB, über ein Hobby, das auch ein Beruf ist.

Der Museums-gang ist eine meiner liebsten Freizeitbeschäftigungen, eine Leidenschaft, ein Hobby. Ich schaue mir die unterschiedlichsten Sachen an und ich mache das nicht allein. Ich gehe mal mit meinem Mann, mal mit meiner Schwester, mit einer Freundin, mit einer Zufallsbekanntschaft. Ich lasse mir etwas empfehlen. Ich lasse mich mitziehen. Besonders wüzig ist ein Museumsbesuch, wenn wir ins Kommentieren kommen über die Museumsobjekte, wenn wir assoziieren, werweisen oder gar eine Geschichte erfinden.

Museumsbesuch, was ist das? An diesem Punkt verbindet sich mein Hobby mit meinem Beruf. Als Kulturvermittlerin durfte ich zusammen mit dem Migros-Kulturprozent und der Beisheim Stiftung ein Projekt initiieren. Das Ziel war: Menschen aus verschiedenen Generationen miteinander in Kontakt zu bringen. Als Museumsfrau, aber auch als Privatperson, die leidenschaft-

lich gern ins Museum geht und dort schon so viele Menschen kennengelernt hat, kam mir die Idee: Menschen sollen animiert werden, zusammen ins Museum zu gehen und dort gemeinsam eine einfache Aufgabe zu lösen, so miteinander in Kontakt zu kommen und sich für das Hobby Museumsbesuch begeistern zu lassen. So ist 2013 GiM – Generationen im Museum entstanden. Zwei Gruppen aus unterschiedlichen Generationen kommen im Museum zusammen. In der Pandemie wurden aus den Gruppen einzelne Paare und aus GiM wurde TiM – Tandem im Museum.

TiM ist nahe bei meinem Hobby, mit dem es angefangen hat: mit jemandem in ein Museum zu gehen, zu meiner und zur Freude meiner Begleitung. Und oft macht meine Begleitung später mit ihren Bekannten weitere Entdeckungstouren im selben Museum. Für TiM suchen wir Menschen, die bereit sind, viermal im

Jahr mit jemandem ins Museum zu gehen. Es sind Tausende, die das sowieso schon machen. Aber wir haben bis jetzt 260 Menschen gewinnen können, die neu – im Sinne eines gesellschaftlichen Engagements – ins Museum gehen.

Dank TiM wird ein Museumsbesuch zu einem Alice im Wunderland: Mit jemandem etwas erleben, das unbekannt und unerwartet ist. So erhält meine Freizeitbeschäftigung einen neuen Sinn und wird zu etwas gesellschaftlich Relevantem, das vernetzt, neue Beziehungen schafft und so den gesellschaftlichen Kitt stärkt. Wenn ich zum Beispiel mit meinem Coiffeur ins Museum gehe, wird nachher mein Bild von ihm ein anderes sein. Aus der Person, die meine Haare schneidet, wurde ein Beobachter, der im Museum einen sehr guten Blick für Frisuren hat. Ein Gesprächspartner, der mir eine neue Sichtweise auf Kunst eröffnet, die ich in all meinen früheren Besuchen noch nicht hatte. Und vielleicht geht er am nächsten Wochenende mit seiner Kollegin gemeinsam ins Museum, weil er nun einen Zugang gefunden hat, den auch er gerne mit jemandem teilen möchte.

Warum eigentlich Museumsbesuche? Bei einem Besuch im Museum geht es nicht ums Konsumieren. Es geht um eine innere Bereicherung. Ich schaue mir etwas an, es löst in mir etwas aus und es tut mir gut. Bei einem gemeinsamen Besuch können zwei Menschen diese Bereicherung miteinander teilen. Bei TiM unternehmen sie gemeinsam eine Entdeckungsreise zu den Objekten im Museum, sie stellen sich gemeinsam einer Herausforderung – nämlich dem Erfinden einer Geschichte –, sie teilen die Freude über den Austausch und darüber, dass sie die Herausforderung gemeistert haben. Die Herausforderung, sich auf sich selber und einen anderen Menschen einzulassen, kreativ zu sein und das Museum mit etwas Eigenem beschenkt zu haben.

Franziska Dürr ist Leiterin des Studiengangs CAS Kulturvermittlung/Museumpädagogik und Projektleiterin von TiM – Tandem im Museum. Am 30. März findet um 19 Uhr an der Universität Bern ein TiM-Schnupperanlass statt: www.tim-tam.ch/de/angebote/710